

Pierre Bühler, Simon Peng-Keller (Hg.)

Bildhaftes Erleben in Todesnähe

Hermeneutische Erkundungen einer
heutigen Ars Moriendi



TVZ

Bildhaftes Erleben in Todesnähe

T V Z

Pierre Bühler, Simon Peng-Keller (Hg.)

Bildhaftes Erleben in Todesnähe

Hermeneutische Erkundungen einer heutigen *ars moriendi*

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

Nachzeichnung von *Thanatos und Hypnos bergen den Leichnam des Sarpedon*, attischer
Lekythos aus dem 5. Jahrhundert, British Museum, London

Druck

ROSCH BUCH GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-17771-3

© 2014 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Pierre Bühler/Simon Peng-Keller
Vorwort 7

Pierre Bühler/Simon Peng-Keller
Einleitung 9

Simon Peng-Keller
Imaginatives Erleben in Todesnähe. Ein Forschungs- und
Diskussionsüberblick 19

I. Träume und Visionen Sterbender und ihrer Angehörigen

Christoph Morgenthaler
Träume in Todesnähe 47

Brigitte Boothe
Imaginatives Erleben und seine Darstellung im Gespräch 63

Simon Peng-Keller
Visionäres Erleben im Horizont eines tödlichen Unglücks 95

Allan Kellehear
Sterbebett-Visionen 121

II. Oneiroides Erleben und seelsorgerliche Begleitung von Menschen in komatösen Zuständen

Peter Cornelius Claussen

Phänomenologie und Sinn oneiroiden Erlebens 135

Michael Schmidt-Degenhard

Die Wirklichkeit des Imaginären 151

Lucia Hauser

Seelsorgliche Erfahrungen in der Begleitung von Menschen
in und nach komatösen Zuständen 173

III. Nahtoderfahrungen

Hubert Knoblauch

Diesseits des Todes 187

Jean-Pierre Wils

Nahtoderfahrungen und Nahtoderfahrungsberichte 209

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 232

Vorwort

Todesnähe ist oft mit starken Bildern verbunden. Das vorliegende Buch geht verschiedenen Formen solchen bildhaften Erlebens nach und fragt nach dessen Bedeutung für die Betroffenen und ihre Begleitung. Unser Anliegen ist es, das Erleben von Menschen in Todesnähe besser zu verstehen. Ein vertieftes Verstehen der bildhaften Qualitäten des Todesnähebewusstseins ist eine wesentliche Voraussetzung für eine gute Spiritual Care am Lebensende. *Ars moriendi* im Untertitel des Buches ist deshalb im doppelten Sinne zu verstehen: Es geht uns sowohl um die bildvermittelte Kunst des Sterbens selbst als auch um diejenige, Sterbende spirituell zu begleiten.

Was die folgenden Seiten entfalten, steht im Kontext eines umfassenderen Forschungsprojektes, das nach einer «Hermeneutik des Vertrauens am Lebensende» fragt. Wir lassen uns darin von der Vermutung leiten, dass das Bilderleben und die aktive Auseinandersetzung mit diesem Erleben tragendes Vertrauen zu stiften vermag. Diese Annahme hat sich angesichts der Tatsache zu bewähren, dass manche der von uns ins Auge gefassten Erfahrungen irritierende und beängstigende Momente beinhalten.

Dass es uns möglich war, die unterschiedlichen Formen imaginativen Erlebens in Todesnähe weiter zu erforschen und zu dokumentieren, verdanken wir vielfältiger Unterstützung. Wir danken besonders dem Schweizerischen Nationalfonds, der unser Forschungsprojekt im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunkts «Lebensende» (NFP-67) in grosszügiger Weise fördert und es uns auch ermöglicht hat, Ende Januar 2014 am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie die Forschungstagung durchzuführen, deren Ergebnisse wir nun vorlegen. Ein herzlicher Dank gilt in diesem Zusammenhang auch den Mitgliedern unserer interdisziplinären Forschungsgruppe, die auf unterschiedliche Weise nicht nur Wesentliches zum inhaltlichen Profil des Projektes beigetragen haben, sondern auch zur freundschaftlichen und inspirierenden Atmosphäre der Zusammenarbeit: Prof. Dr. Brigitte Boothe, Prof. Dr. Dr. h.c. Ingolf U. Dalferth, Prof. Dr. Ralph Kunz und PD Dr. Andreas Hunziker. Gaby Staub danken wir herzlich für die wertvolle Unterstützung bei der redaktionellen Arbeit.

Zürich, im November 2014 Pierre Bühler/Simon Peng-Keller

Einleitung

Pierre Bühler/Simon Peng-Keller

«Das letzte wird ein Bild sein, kein Wort. Vor den Bildern sterben die Wörter», heißt es in Christa Wolfs *Kassandra*.¹ Viele Zeugnisse belegen: Erlebte Todesnähe bedeutet oft, in Bilderwelten einzutauchen. Gewiss, nicht erst im Sterben finden wir uns in Bilderwelten wieder. Wir leben ständig mit ihnen, in unserer bildvermittelten Welt- und Selbstwahrnehmung und besonders intensiv in unseren Träumen. In Todesnähe stellen sich jedoch Bilder besonderer Art ein, bei Sterbenden und Menschen in komatösen Zuständen ebenso wie bei Zurückbleibenden. Der vorliegende Studienband geht dem Sinn und den verschiedenen Formen dieses Bilderlebens nach, und fragt nach seiner Bedeutung für die Begleitung von Menschen in Todesnähe.

Ohne die Antworten, die auf den folgenden Seiten gegeben werden, vorwegnehmen zu wollen, seien wenigstens einige Vermutungen an den Anfang gestellt. Nach Bernhard Taureck sind solche (Sprach-)Bilder ein Mittel, dem Tod eine Gestalt zu geben.² In ihnen kann sich die gegenwärtige Erfahrungswelt und das Vergehende mit dem Zukünftigen verbinden. Mit Blick auf die spätmittelalterliche *ars moriendi* arbeitet Franz-Josef Illhardt den Zusammenhang von Imagination, Verstehen und (sich an)vertrauender Akzeptanz heraus: «Nur Bilder ermöglichen Vorstellung und Verstehen, und Verstehen ist der erste Schritt zum Be-Greifen. [...] Vorstellbarkeit ist Voraussetzung für Akzeptanz. Wer sich Sterben in all seinen Dimensionen (nicht nur in seinen psychologischen Phasen) nicht vorstellen kann, kann es auch nicht akzeptieren.»³

Eine Verstehensbrücke zu den von uns untersuchten Erlebnisformen bildet das allnächtliche Traumerleben. Dass der Schlaf und der Tod, das Einschlafen und das Sterben manches gemeinsam haben, ist eine alte Beobachtung, die für

¹ Christa Wolf, *Kassandra*, Darmstadt/Neuwied 1983, 26. Vgl. auch a.a.O. 51: «Rasend schnell die Abfolge der Bilder in meinem müden Kopf, die Worte können sie nicht einholen.»

² Bernhard H. F. Taureck, *Philosophieren: Sterben lernen? Versuch einer ikonologischen Modernisierung unserer Kommunikation über Tod und Sterben*, Frankfurt a. M. 2004.

³ Franz-Josef Illhardt, *Ars moriendi – aktuelle Wiederentdeckung*, in: H. Wittwer u. a. (Hg.), *Sterben und Tod. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, 170–174, hier: 172.

unsere Studie bedeutsam ist. Das griechische Vasenbild aus dem 5. Jh. v. Chr., das als bildhaftes Eingangstor diesem Studienband vorangestellt ist, lotet diese Verwandtschaft imaginativ aus. Die dargestellte Szene ist Homers Ilias entnommen.⁴ Hypnos und Thanatos, der Schlaf und der Tod, legen den Leichnam des gefallenen Sarpedon behutsam in das durch die Stele angedeutete Grab. Dieser stillen Bestattungsszene gehen stürmische Szenen voraus: das Schlachtgetümmel des Trojanischen Kriegs, in dem sich der lykische König Sarpedon besonders hervortut; dessen tödliche Verwundung und der erbitterte Kampf um seine Leiche. Zeus ordnet an, der Leichnam möge in seine lykische Heimat gebracht und dort würdevoll begraben werden. Das Bild zeigt das Ziel der letzten Reise Sarpedons: eine Szene der Grablegung, die christliche Darstellungen der Grablegung Jesu vorwegnimmt. In den sanften Händen von Schlaf und Tod ist der Sterbende⁵ bzw. der Verstorbene gut aufgehoben. Nicht als brutalen Sensenmann hat sich der Künstler den Tod imaginiert, sondern als jungen ersten Mann, als Bruder des verträumten Hypnos.

Ist Sarpedon nun tot oder schläft er nur? Sein Gesichtsausdruck gleicht nicht einem Toten, sondern einem Träumenden. Auch der Leib ist nicht starr, sondern ruht schmiegsam in den Armen des jugendlichen Schlafes. Das Bild scheint den Toten zu erwecken. Es hält ihn imaginativ am Leben. Damit unterstützt es die Aufgabe des Lekythos, dieses einst mit Olivenöl gefüllten Kruges, der einem unverheirateten Mann als Beigabe ins Grab gelegt wurde – als irdisches Artefakt, das unter der Erde eine überirdische Wirkung auf den Toten ausüben soll.⁶

Auf die Frage, was mit Sarpedon im Tode und darüber hinaus geschieht, gibt das Vasenbild eine offene Antwort. Die Grabstele steht für Transzendenz, und zwar zunächst und vor allem für eine durchaus weltliche Transzendenz. Der ruhmreiche Tod Sarpedons wird in Form eines Grabmals vergegenwärtigt und gefeiert. Doch weist die Säule auch in die Vertikale. Folgt man dem Text der Ilias, salbt Apollo den Gefallenen nicht allein mit ambrosischem Öl, sondern umhüllt seinen Leib auch mit «unsterblichen Kleidern», bevor er ihn dem Schlaf und dem Tod anvertraut.⁷

⁴ Homer, Ilias, 16. Gesang, 667–683.

⁵ Vgl. die Interpretation von Andreas Frewer, Unsterblichkeit durch den idealen Tod? Athanasie und Euthanasie als historische Motive, in: A. Hilt/I. Jordan/A. Frewer (Hg.), Endlichkeit, Medizin und Unsterblichkeit, Wiesbaden 2010, 53–76, hier: 56: «Erst benebelt der Schlaf die Sinne, dann tritt der Tod ein – das ist ein wichtiges Moment des guten Endes.»

⁶ Philipp Stoellger, Kulissenkunst des Todes. Zum Ursprung des Bildes aus dem Tod, in: Thomas Klie (Hg.), Performanzen des Todes. Neue Bestattungskultur und kirchliche Wahrnehmung, Stuttgart 2008, 15–40, hier: 34.

⁷ Ilias, 16. Gesang, 680.



Abb.: Attischer Lekythos, um 440 v. Chr. (British Museum; Zeichnung von Simone Ackermann)

Die «thanatologische Bildproduktion der Kulturen»⁸ erscheint als Urgestalt der *ars moriendi*. Bilder und die in ihnen sich verdichtenden Geschichten offerieren Sinn an der Grenze des Lebens, ohne das Nichtverstehbare und Widersinnige des Todes aufzuheben. In Situationen, in denen es keine Wahlmöglichkeiten mehr zu geben scheint, können sie mit poetischer Kraft auf verborgene Möglichkeiten aufmerksam machen. In dieser Weise haben sie eine kreative und eine orientierende Funktion: Sie eröffnen Verhaltensspielräume und entwerfen Ordnungen, in denen sich sterbende Menschen verorten können.

Bildhaftes Erleben in Todesnähe tritt in deutlich zu unterscheidenden, wenn auch miteinander verwandten und korrespondierenden Varianten auf. Der vorliegende Band erkundet verschiedene Formen, die wir behelfsmässig als imaginatives oder visionäres Erleben zu fassen suchen: Träume und Visionen Sterbender (und ihrer Angehörigen), oneiroides Erleben und Nahtoderfahrungen. Die typologische Klarheit, die diese Unterscheidungen schaffen, wird im Folgenden näher befragt werden. Zu den unsere Untersuchung leitenden Vermutungen gehört jene, dass es zwischen diesen Formen vielfache Überschneidungen gibt, die in der Forschung bisher weit weniger beachtet wurden als in der lebensweltlichen Wahrnehmung.

Das in diesem Band dokumentierte Bemühen, die genannten Formen des Bilderlebens in Todesnähe besser zu verstehen, verdankt sich einem praktischen Interesse.¹ Menschen, die in Todesnähe mit einem intensiven Bilderleben konfrontiert sind, fühlen sich oft unverstanden, isoliert und pathologisiert. Als selbst Betroffener macht der Kunsthistoriker Peter Cornelius Claussen auf den merkwürdigen Sachverhalt aufmerksam, dass es heute zwar in säkularen Zusammenhängen gängig ist, von Visionen zu sprechen, jedoch Menschen mit visionärem Erleben marginalisiert werden.² Diesem misslichen Umstand möchten wir durch eine interdisziplinäre Erkundung der infrage stehenden Phänomene begegnen. Um die unterschiedlichen Formen

⁸ Taureck, Philosophieren: Sterben lernen? (s. Anm. 2), 208.

¹ Vgl. in diesem Zusammenhang auch Monika Renz, Zeugnisse Sterbender. Todesnähe als Wandlung und letzte Reifung, Paderborn 2009 (erw. Neuaufl.); Bruce L. Arnold/Linda S. Lloyd, Harnessing Complex Emergent Metaphors for Effective Communication in Palliative Care. A Multimodal Perceptual Analysis of Hospice Patients' Reports of Transcendence Experiences, in: American Journal of Hospice & Palliative Medicine 2013 (DOI: 10.1177/1049909113490821).

² Peter Cornelius Claussen, Visio – Vision – Visionsbild. Zur Authentizität der Miniaturen des Rupertsberger Codex Hildegards von Bingen, in: Elize Bisanz (Hg.), Das Bild zwischen Kognition und Kreativität, Bielefeld 2011, 133–170; s. auch seinen Beitrag in diesem Band.

imaginativen Erlebens in Todesnähe in ihrer Vielschichtigkeit wahrnehmen, analysieren und in ihrer Bedeutung würdigen zu können, braucht es das Zusammenwirken mehrerer Disziplinen und das Gespräch mit Menschen, die aus eigener Erfahrung darüber berichten können. Der vorliegende Band umfasst deshalb theologische, psychologische, soziologische, medizinisch-psychiatrische und philosophische Beiträge. Eine solche multidisziplinäre Zugangsweise entspricht nicht nur dem untersuchten Phänomen, sondern ebenso den aktuellen Gegebenheiten klinischer Seelsorge und Spiritual Care und damit dem Feld professioneller Praxis, das im Blickfeld unserer Untersuchungen steht.

Gegenläufig zum schwer zu bestreitenden Faktum, dass die Theologie in jüngerer Zeit nur wenig dazu beigetragen hat, der Marginalisierung der genannten Phänomene entgegenzuwirken, finden sich in der älteren und jüngeren Geschichte christlicher Theologie und Spiritualität vielfältige Ansätze zu einem hermeneutisch reflektierten Umgang mit visionärem Erleben.³ Dabei stellten sich sowohl systematisch- als auch praktisch-theologische Fragen, die im Zusammenhang der hier behandelten Phänomene unter anderen Vorzeichen wiederauftauchen. Hinter der mitunter dominanten Frage, was mit dem Menschen im Tod und darüber hinaus geschieht, melden sich verschiedene, voneinander zu unterscheidende Problemkreise an, die das Wirklichkeitsverständnis ebenso betreffen wie die grundsätzliche Möglichkeit göttlicher Selbstvergegenwärtigung mittels bildhaften Erlebens. Vor diesem Hintergrund lassen sich mit Blick auf heutiges imaginatives Erleben in Todesnähe fünf Fragekomplexe herausarbeiten, die in den Beiträgen des vorliegenden Bandes bearbeitet oder zumindest angeschnitten werden:

Fragekomplex 1: Phänomenologische Fragen

In welchen Symbolen und Narrativen wird die erlebte Todesnähe wahrgenommen und erzählt? Was unterscheidet und was verbindet die von uns untersuchten Formen imaginativen Erlebens? In welchem Verhältnis stehen eher retrospektive Narrative zu prospektiven? Wie deuten die Erzähler/innen ihre Erfahrung bzw. ihr symbolisches Erleben? Welche Bedeutung haben die

³ Vgl. Karl Rahner, Visionen und Prophezeiungen. Zur Mystik und Transzendenzerfahrung, Freiburg i. Br. 1989; Bernard McGinn, Die Mystik im Abendland, Freiburg i. Br. 1994ff.; Ulrich Niemann/Marion Wagner, Visionen. Werk Gottes oder Produkt des Menschen?, Regensburg 2005; Niels Christian Hvidt, Christian Prophecy. The Post-Biblical Tradition, Oxford 2007; Marianne Schlosser (Hg.), Die Gabe der Unterscheidung. Texte aus zwei Jahrtausenden, Würzburg 2008; Peter Zimmerling, Charismatische Bewegungen, Göttingen 2009.

Narrative, Symbole und Deutungen bzw. die sich darin vermittelnde Erfahrung für ihr Verhältnis zum Tod?

Fragekomplex 2: Ontologische Fragen

In welchem Verhältnis steht die «Sinnprovinz des Alltags» zu den durch imaginatives Erleben in Todesnähe eröffneten außeralltäglichen Sinnwelten? Welches ontologische Gewicht ist den untersuchten Erfahrungsberichten für das Verhältnis zwischen Leib, Seele und Geist zuzumessen? Welche Wirklichkeitsannahmen sind in den verschiedenen Deutungsansätzen rund um imaginatives Erleben in Todesnähe im Spiel?

Fragekomplex 3: Theologische Fragen

Welche religiösen Interpretamente finden sich in den befragten Zeugnissen selbst? Entsprechen die untersuchten heutigen Formen imaginativen Erlebens in Todesnähe überlieferten Formen religiöser Erfahrung wie z. B. mystischen Präsenzerfahrungen, visionärer Prophetie und ekstatischen Erfahrungen himmlischer oder höllischer Welten? Inwiefern lassen sich bestimmte Erlebnisformen als Gottes- oder Geisterfahrungen deuten? Was tragen die untersuchten Erfahrungen zu einer heutigen Theologie des Todes bei?

Fragekomplex 4: Ethische Fragen

Im Hinblick auf das Problem, dass Todesnähe und Sterben die Lebensgewissheit und das Selbstverständnis irritieren und herausfordern, stellt sich die Frage nach der orientierenden Kraft von Symbolen und Narrativen. In welcher Weise trägt imaginatives Erleben in Todesnähe dazu bei, Handlungs- und Deutungsräume zu erhalten bzw. zu eröffnen, wo sie verloren zu gehen drohen? In welchem Verhältnis stehen die imaginativen Erlebnisformen zu gängigen Vorstellungen eines «guten» Sterbens? Wann führen Leitbilder und Narrative zu einer «Orthothanasie», die Sterbende unter Leistungsdruck stellt; wann wirken sie unterstützend und orientierend?

Fragekomplex 5: Konsequenzen für Pastoral/Spiritual Care

Welche Folgerungen lassen sich aus den gewonnenen Einsichten über imaginatives Erleben und symbolische Kommunikation einerseits und deren Bedeutung für das Vertrauen am Lebensende andererseits für die seelsorglich-spirituelle Begleitung von Sterbenden ziehen? Bestätigt sich die Vermutung, dass Symbole, Metaphern und Narrative zwischen Betroffenen und den sie

begleitenden Personen Kommunikationsbrücken darstellen, die in der Spiritual Care bewusster genutzt werden könnten?

Die Beiträge des Bandes, die diese Fragen in sehr unterschiedlicher Weise aufnehmen und beantworten, folgen einer thematischen Gliederung, die sich an den Grundformen imaginativen Erlebens in Todesnähe orientiert: *I. Träume und Visionen; II. oneiroides Erleben und seelsorgliche Begleitung von Menschen in koma-tösen Zuständen; III. Nahtoderfahrungen*. Der diesen drei Sektionen vorangestellte Beitrag von *Simon Peng-Keller* vermittelt einen Überblick über den aktuellen Diskussionsstand. An einem konkreten Beispiel aus dem Alltag klinischer Seelsorge zeigt er zunächst, wie schwierig die Zuordnung zu einer bestimmten Phänomengruppe mitunter sein kann. Vor dem Hintergrund der Nahtoderfah-rungsforschung der letzten Jahrzehnte wird das konfliktreiche Diskus-sionsfeld abgesteckt, in dem sich auch die Beiträge des vorliegenden Bandes ansiedeln. Dass zwischen akademischen Interpretationskonflikten und solchen der Selbstdeutung intensive Wechselbeziehungen bestehen können, veranschaulicht der Beitrag u. a. am Beispiel des Theologen Richard Neuhaus.

Die erste der drei Sektionen ist nicht nur die umfangreichste, sondern auch die heterogenste von allen. Geplant hatten wir ursprünglich, die Beiträge in Sterbeträume einerseits und Sterbebettvisionen andererseits aufzuteilen. Es sind zwei Gründe, die uns davon abgebracht haben: Zum einen mussten wir erkennen, dass zwischen den Träumen von Sterbenden und ihren Wachvisionen nicht nur fließende Übergänge bestehen, sondern dass sie auch gemeinsam auftreten können.⁴ Zum anderen entdeckten wir, dass beide Erlebnisformen auch bei Angehörigen auftreten. So haben wir uns entschieden, die thematische Klammer für die erste Sektion auszuweiten, und haben dafür den Titel «Träume und Visionen Sterbender und ihrer Angehörigen» gewählt.

Der eröffnende Beitrag von *Christoph Morgenthaler* untersucht Träume in Todesnähe im Zusammenhang der seelsorglichen Sterbebegleitung. Auf der Basis langjähriger Arbeit mit Träumen und mit Blick auf ein Beispiel aus der jüngeren Literatur werden Einsichten aus der Traumforschung resümiert und verschiedene Ansätze der Traumdeutung diskutiert. Morgenthaler plädiert dafür, sterbende Menschen in der potentiellen Vielfalt ihres Träumens zu sehen und Träume als Gaben zu betrachten, die kommunikative Räume eröffnen. Dabei gehe es nicht in erster Linie darum, diese Träume zu deuten. Der Traum

⁴ Vgl. Allan Kellehear et al., Deathbed visions from the Republic of Moldova. A content analysis of family observations, in: *Omega* 64:4 (2011–2012), 303–317.

solle vielmehr als «Anderes, Drittes, Fremdes, mit einem kritischen, potentiell transzendierenden Potential» wahrgenommen werden.

Dem Beitrag von *Brigitte Boothe* liegt ein längeres Interview zugrunde, das von ihr erzählanalytisch ausgewertet wurde. Aus psychoanalytischer Perspektive untersucht Boothe die visionären Erfahrungen von Frau L., die mit dem tragischen Tod der zwölfjährigen Tochter verbunden sind. Der Beitrag interpretiert die Erfahrungen von Frau L. vor dem Hintergrund verschiedener Studien zu paranormalen Erfahrungen und deren narrativer Bezeugung und fragt schließlich nach den sich im Gespräch artikulierenden Formen des Vertrauens.

Dem Zeugnis von Frau L. kommt im vorliegenden Studienband eine Sonderstellung zu. Es dokumentiert zum einen in eindrücklicher Weise den bereits erwähnten Sachverhalt, dass visionäres Erleben in Todesnähe nicht allein bei Sterbenden, sondern auch bei ihren Angehörigen auftreten kann. Zum anderen zeigt sich an diesem Beispiel, wie fruchtbar die interdisziplinäre Zusammenarbeit gerade dort werden kann, wo unterschiedliche Deutungsansätze in Spannung zueinander treten. Die interpretativen Herausforderungen, die imaginatives Erleben in Todesnähe mit sich bringt, manifestieren sich hier in besonderer Deutlichkeit. Der Beitrag von *Simon Peng-Keller*, der sich den visionären Erfahrungen von Frau L. aus theologischer Perspektive annähert, entstammt der interdisziplinären Diskussion dieses Beispiels im Rahmen unserer Forschungsgruppe.

Mit Sterbebettvisionen als einem weiteren Typus von imaginativem Erleben in Todesnähe beschäftigt sich der Beitrag von *Allan Kellehear*. Er resümiert zunächst die Ergebnisse dreier empirischer Studien, die in den letzten Jahren in der Republik Moldau, Indien und England durchgeführt wurden. Aus soziologischer Perspektive diskutiert Kellehear, wie es zu erklären ist, dass die englische Studie weit weniger Sterbebettvisionen verzeichnete als die moldawische und die indische Untersuchung. Dass es für eine heutige Palliative Care wichtig ist, um die Häufigkeit und die Bedeutsamkeit von Sterbebettvisionen zu wissen, zeigt Kellehear am Ende seiner Ausführungen.

Die zweite Sektion unseres Studienbandes ist einer Form visionären Erlebens gewidmet, die außerhalb von spezialisierten Kreisen weitgehend unbekannt ist. Sie trägt den fremd klingenden Namen «oneiroides Erleben». Was solches Erleben charakterisiert, zeigt der Kunsthistoriker Peter C. Claussen zunächst am eigenen Beispiel auf. In Auseinandersetzung mit seinem intensiven imaginativen Erleben nach einer Herztransplantation fragt Claussen nach dem Sinn dieser «inneren Reisen» und reflektiert über die Schwierigkeiten, sie nachträglich ins Lebensganze zu integrieren. Überlegungen zur Begleitung von

Menschen im Koma und zur kunsthistorischen Bedeutung dieser visionären Erlebnisform umrahmen diesen Beitrag eines hermeneutisch arbeitenden Wissenschaftlers, der das beschriebene Phänomen aus eigener Erfahrung kennt.

Michael Schmidt-Degenhard nähert sich dem oneiroiden Erleben aus psychiatrischer Perspektive an. Auf der Grundlage seiner eigenen Forschung arbeitet Schmidt-Degenhard die besonderen Merkmale dieses Erlebens heraus, zu denen neben der hochgradigen Erinnerbarkeit auch ein gesteigertes Wirklichkeitserleben gehört. Nach Schmidt-Degenhard ist es unzureichend, das oneiroide Erleben nur als pathologisch bedingte Schwundform normalen Erlebens zu betrachten. Die erstaunliche Sinnichte oneiroiden Erlebens, die nach erzählerischer Gestaltung ruft, hat aus seiner Sicht den Rang einer biographischen «Insel des Abenteuers», die in lebensbedrohlichen Situationen das seelische Überleben ermöglicht.

Wie Menschen in komatösen Zuständen seelsorglich begleitet werden können, ist die sich hier anschließende Frage, der *Lucia Hauser* in ihrem Beitrag nachgeht. Vor dem Hintergrund langjähriger klinischer Seelsorgearbeit beleuchtet sie die Aufgaben der Seelsorge in einem durch multiprofessionelle Zusammenarbeit geprägten klinischen Kontext. Anhand ausgewählter Beispiele werden verschiedene Möglichkeiten aufgezeigt, Menschen, die sich in komatösen Zuständen befinden, und solche, die aus ihnen zurückkehren, in situativ angepasster Weise zu unterstützen.

Mit Nahtoderfahrungen, der populärsten Form der von uns untersuchten Phänomene, beschäftigen sich die Beiträge der letzten Sektion. Der Soziologe *Hubert Knoblauch* macht in seinem Beitrag darauf aufmerksam, dass sowohl die akademische Erforschung von Nahtoderfahrungen als auch ihre öffentliche Wahrnehmung von gravierenden Einseitigkeiten geprägt ist. Die von ihm selbst durchgeführte empirische Studie belegt, dass Nahtoderfahrungen weit vielfältiger sind, als es die Sequenzmodelle von Moody und anderen vermuten lassen. Nach Knoblauch ist es für eine solide Erforschung von Nahtoderfahrungen unerlässlich, ihre gesellschaftliche und ontologische Rahmung ebenso wie ihre kulturelle Prägung und kommunikative Form mitzuberücksichtigen.

Lässt sich das Eintauchen in imaginatives Erleben in Todesnähe und das erzählende Bezeugen als eine Form der *ars moriendi* interpretieren? In seiner philosophischen Annäherung an diese Frage, die in gewisser Weise alle Beiträge dieses Studienbandes bewegt, findet *Jean-Pierre Wils* zu einer Antwort, die in aller Behutsamkeit bejahend ausfällt. Wils warnt vor einer deutenden Überwältigung der in diesem Band untersuchten Todesnäheerfahrungen und plädiert für eine «schwebende Ontologie», die sowohl von reduktionistischen

als auch von spekulativen Deutungen der bezeugten imaginativen Erfahrungen Abstand nimmt, um deren Eigensinn durch genaue phänomenologische Analysen zu erschließen. Die beiden literarischen Beispiele, die Wils für diese Erschließungsarbeit wählt, stehen für zwei komplementäre Zugänge zum imaginativen Erleben am Lebensende: Während Péter Nádas in seiner Erzählung «Der eigene Tod» eine Nahtoderfahrung bezeugt und analysiert, in der die Welt der Bilder in einer Art intellektueller Schau überstiegen und zugleich gewahrt bleibt, werden dem sterbenden Dichter Harold Brodkey in Todesnähe Bilder und Metaphern geschenkt, die ihn, wie Thanatos und Hypnos den tödlich verwundeten Sarpedon, «hinübertragen»: «Ich stehe auf einem frei dahintreibenden Floß, einem Kahn, der sich auf der biegsamen, fließenden Oberfläche eines Stroms bewegt. Eine unsichtbare Situation. Ich weiß nicht, was ich da tue. Die Unwissenheit, die angespannte Balance, die abrupten Stöße und die Instabilität breiten sich in kleinen, immer weitere Kreise schlagenden Wellen über all meine Gedanken aus. Frieden? Den hat es auf der Welt niemals gegeben. Doch auf dem geschmeidigen Wasser, unter dem Himmel, unverankert, reise ich nun dahin und höre mich lachen, zuerst vor Nervosität und dann vor echtem Staunen. Ich bin davon umgeben.»⁵

⁵ Harold Brodkey, *Die Geschichte meines Todes*, Reinbek bei Hamburg 1996, 189.

Imaginatives Erleben in Todesnähe

Ein Forschungs- und Diskussionsüberblick

Simon Peng-Keller

Die Forschungs- und Diskussionsfelder, in denen imaginatives Erleben in Todesnähe untersucht wird, sind disparat. Der folgende Beitrag vermittelt einen ersten Überblick und benennt den weiteren Diskussionszusammenhang, in dem die Beiträge des vorliegenden Studienbandes stehen. Da das Forschungsprojekt, zu dem der Band beiträgt, besonders auch nach der seelsorglichen Bedeutung der genannten Erlebnisformen fragt, stelle ich eine Vignette aus diesem Praxisfeld an den Anfang. Sie dokumentiert nicht allein die existenzielle Bedeutung imaginativen Erlebens, sondern ebenso die Wichtigkeit seiner Kommunikation und die sich dabei stellenden interpretativen Herausforderungen. Danach werde ich mich in mehreren Schritten der Forschungsdiskussion der letzten Jahrzehnte zuwenden und in groben Zügen die Demarkationslinien zwischen den teilweise miteinander in Konflikt stehenden Interpretationsansätzen nachzeichnen. Am Ende werde ich auf einen persönlichen Erfahrungsbericht eingehen, in dem sich, auf der Ebene religiöser Selbstdeutung, der Konflikt der Interpretationen widerspiegelt, der für die gegenwärtige Wahrnehmung der in diesem Band thematisierten Erlebnisformen kennzeichnend ist.

1 «Die fangen jetzt an zu singen»

Von einer Seelsorgerin erhielten wir die folgende Vignette:

«Herr S. (ca. 75 Jahre alt) auf der Intensivstation freut sich, dass ich komme, ausgerechnet jetzt. Er habe viel nachgedacht darüber, ob er bereit sei zu gehen. Er schildert sein Erlebnis nach einem Herzstillstand: Er sah auf eine Theaterbühne, rote und blaue Vorhänge. Dann war da eine Gruppe von Männern mit Blättern in der Hand. Er dachte: «Die fangen jetzt zu singen an.» Er war auf einem Podest in seinem Bett und wollte gerne bei den anderen sein. Plötzlich sah und realisierte er, dass dies die Arztvise war. Da war er wieder auf dieser Welt. Ihm ist klar geworden: er muss nichts entscheiden, er muss auch nichts wollen, sondern demütig einfach annehmen, was dann, im Moment des Sterbens, mit ihm passiert. Er hat keine Angst mehr vor dem Sterben.»

Auf meine Rückfrage erhielt ich von der Seelsorgerin noch weitere Informationen zu dieser Begegnung. Sie habe Herrn S. in einem energetisierten, fast aufgedrehten Zustand angetroffen. Sein Erlebnis habe er selbst zu deuten gewünscht. Doch er wollte es unbedingt jemandem erzählen. Ihre seelsorgliche Aufgabe sei es gewesen, aufmerksam zuzuhören und die bezeugte Erfahrung und Herrn S.s Deutung zu bestätigen. Beeindruckt habe sie, wie dringlich er sprach und mit welchem Nachdruck er ihr das Ergebnis seines Nachdenkens mitteilte. Mehrfach wiederholte er die Aussage: «Ich muss dann gar nichts tun oder sagen oder denken, sondern nur *demütig* geschehen lassen, was geschieht.» Aus früheren Begegnungen wusste die Seelsorgerin, dass Herr S. gerne ins Theater geht und seit langem Mitglied der Anonymen Alkoholiker ist. Nach ihrer Einschätzung war er durch die intensive Auseinandersetzung mit sich gereift.

Mit Blick auf die Fragen, denen der vorliegende Studienband nachgeht, fällt zweierlei auf: Zum einen tritt deutlich hervor, dass die visionäre Erfahrung, die Herr S. widerfahren ist, ihn in seiner Auseinandersetzung mit Sterben und Tod unterstützt. Das Bilderleben selbst und der dadurch ausgelöste Reflexionsprozess üben eine befreiende und belebende Wirkung auf ihn aus. Zum andern freut er sich, dass ihn die Seelsorgerin «gerade jetzt» aufsucht, dass er ihr seine Erfahrung anvertrauen und seine Deutung von ihr bestätigen lassen kann. Beides hat offenkundig ein je eigenes Gewicht: das visionäre Erlebnis *und* das anvertrauende Erzählen. Dazwischen liegt die Zeit der ausdeutenden Meditation des Erlebten im Horizont des sich ankündigenden Todes.

Herzstillstand – Reanimation – Erwachen in einem klinischen Kontext: die Situation, die die Vignette beschreibt, ist eine vertraute medizinische Sequenz mit den für sie typischen Leerstellen. Die Seelsorgerin tritt erst zu einem späteren Zeitpunkt hinzu. Das visionäre Erlebnis ist mit dem Erwachen verknüpft und lässt sich insofern innerhalb dieser Sequenz genau verorten, was bei solchen Erfahrungen nicht immer der Fall ist. Inhaltlich betrachtet handelt es sich um ein ebenso schlichtes wie originelles Bild, dem ein persönlicher Zug zu eigen ist. Im visionären Erleben findet sich Herr S. in einer ihm vertrauten Situation wieder: Er sitzt in einem Theater und schaut auf die Bühne. Das Erste, das er sieht, sind rote und blaue Vorhänge. Welche Bedeutung diese Grund- und Kontrastfarben für Herrn S. haben, wissen wir nicht. Was die Vorhänge verbergen und enthüllen, scheint lebendig und spannungsvoll zu sein. Da Herr S. diese Farben so klar zu erkennen und zu benennen vermag, ist zu vermuten, dass der Theatervorhang zunächst geschlossen ist, sich dann aber öffnet, um die Szene freizugeben. Doch könnte der

geschilderte Auftritt auch vor den Vorhängen stattfinden. Eine Gruppe von Männern ist (plötzlich) da. Sie tragen Blätter in der Hand, möglicherweise Noten. Herr S. assoziiert spontan, dass es sich um einen kleinen Chor handeln muss, der sich zum Gesang aufstellt. Dass Herr S. in seiner Vision die Sehnsucht verspürt, bei dieser Gruppe dabei sein zu können, markiert einen bemerkenswerten «Übergang». Der Wechsel vom Zuschauerraum auf die Bühne legt sich von der üblichen Rollenverteilung nicht nahe. Herr S. ist die Zuschauerposition vertraut und lieb. Doch jetzt ist es anders: Er möchte selbst bei denen sein, die sich da aufstellen und vorbereiten. Ansatzweise scheint sich diese Sehnsucht auch zu erfüllen: Herr S. sieht sich selbst auf einem Podest. Doch damit hat die Vision ihren Höhepunkt schon überschritten und entwickelt sich nun in gegenläufiger Richtung. Anstelle des erwarteten schönen Spiels geschieht eine Offenbarung anderer Art. Statt sich zu verringern, wächst der Graben zwischen Zuschauerraum und Bühne. Das Podest gehört zu einem Bett, das sich als Spitalbett entpuppt. Am Ort des Chors stehen plötzlich weissgekleidete Ärzte mit Notizblöcken. Vermutlich informieren sie Herrn S. unverzüglich über Herzstillstand und Reanimation. Die Rückkehr in die Alltagswelt wird medizinisch besiegelt.

Im Nachsinnen über sein Erlebnis – die eingeschränkten Ablenkungsmöglichkeiten dürften Herrn S. dazu viel Zeit gegeben haben – erschloss es sich ihm als Ermutigung zu Gelassenheit angesichts des Todes, der sich im Herzstillstand angekündigt hatte. So vermochte Herr S. im Gespräch mit der Seelsorgerin zu artikulieren, was sich ihm aufgetan hatte: dass er nichts entscheiden und nichts wollen muss; dass es genügt, «demütig einfach an[z]u nehmen, was dann, im Moment des Sterbens, mit ihm passiert.» Möglicherweise vermittelte ihm die visionierte Theaterszene ein vertrauensstiftendes und einprägsames Bild für den Prozess des Sterbens: Wie ein Theaterbesucher einfach da sein darf, ohne aktiv ins Geschehen eingreifen zu müssen, so kann er sich in gespannter Erwartung für das öffnen, was sich noch hinter dem Vorhang verbirgt.

Diese Haltung, zu der ihn seine Vision animiert, deutet Herr S. in einer zurückhaltend religiösen Sprache: «demütig einfach annehmen, was dann, im Moment des Sterbens, mit ihm passiert.» Wie genau Herr S. zu seiner Deutung gefunden hat, lässt sich nicht genau rekonstruieren. Auch die Seelsorgerin konnte es nur vermuten. Sie schrieb mir dazu: «Mir schien, er hat da in dieser Zeit eine «Präsenz» erlebt, die ihn «führte». Für diesen Wegabschnitt musste er keine Verantwortung übernehmen. Da war ein «Anderer» da.»

In unserer Forschungsgruppe zeigten sich in der Diskussion dieser Vignette unterschiedliche Deutungsmöglichkeiten, die für divergente und ggf. auch komplementäre Deutungshorizonte stehen. So könnte die Vision auch Herrn S.s Wunsch manifestieren, noch nicht von der «Bühne des Lebens» abtreten zu müssen, sondern nochmals ganz am Leben teilnehmen zu dürfen. Das Podest, auf dem er sich am Ende seines visionären Erlebens befindet, ist jedenfalls vieldeutig: Es kann als religiöses Symbol gelesen werden, als Erfahrung spiritueller Erhebung, doch ebenso als Ansatz zu einer Out-of-Body-Experience oder als die unbewusste Verarbeitung einer typischen Krankenhaus-erfahrung, nämlich sich im Krankbett ausgestellt wie auf einem Podest zu fühlen.

Alle Deutungen verdanken sich bestimmten Interpretationshorizonten und den vorhandenen sprachlichen Mitteln. Dass Herr S. sein visionäres Erleben auf seine Weise deutete, dürfte nicht zuletzt mit seiner Zugehörigkeit zu einer AA-Gruppe zu tun haben. In deren 12-Schritte-Programm finden sich Motive, die in Herrn S.s Selbstdeutung wiederkehren: die Anerkennung der eigenen Grenzen, Demut und Hingabe. Was er im Umgang mit seinem Alkoholismus über Jahrzehnte eingeübt hat, überträgt Herr S. auf die Situation der Todesnähe. Dass nicht nur die Erfahrung selbst, sondern auch die Deutung, zu der er findet, für Herrn S. entlastend wirkt und ihm die Angst vor dem Sterben nimmt, lässt sich trotz allen Leerstellen nachvollziehen. Versucht man, dieser Einsicht eine wissenschaftliche Form zu geben, so könnte man Herrn S.s Weg vom Bilderleben zur aktiven Gelassenheit angesichts des Todes als einen vierstufigen Prozess beschreiben.

1. An erster Stelle steht das visionäre Erlebnis selbst, das die lebensgefährliche Situation in der Innenperspektive des Erlebenden in eine erfreuliche Szenerie verwandelt.
2. Im Nachsinnen über seine Erfahrung erschließt sich Herrn S. die verheißungsvolle und ihn von Entscheidungs- und Handlungsdruck befreiende symbolische Botschaft seiner Erfahrung.
3. Das Bilderleben bildet auch eine narrativ-metaphorische Brücke im Gespräch mit der Seelsorgerin.¹ Herr S. kann erzählen, was ihn beschäftigt, und

¹ Dass Träume und Sterbebettvisionen Brücken zwischen Sterbenden und ihren Begleitern darstellen, betont z. B. auch Leslee Curtis, *Deathbed Visions. Social Workers' Experiences, Perspectives, Therapeutic Responses, and Direction for Practice*, St. Paul/MN 2012, 18 (Master of Social Work Clinical Research Papers Nr. 17; http://sophia.stkate.edu/msw_papers/17; 13.01.2014).